

Zeitschrift: Heimatekunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 67 (2010)

Artikel: Der Schuhmacher muss leben
Autor: Arlt, Judith
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schuhmacher muss leben

Judith Arlt

Anton eröffnete seine Schuhmacherwerkstatt in Menznau am Montag, dem ersten März 1909, soviel ist gewiss. [...] Das Datum passt. Es passt wie das Knopfloch an seinem kragenlosen Hemd zum Knopf am parasite. Wieder brach ein neuer Monat an. In römischer Zeit begann das Jahr mit dem Frühling und der erste Monat des Jahres war dem Gott der Saat geweiht. Er hiess Martius. Wieder brach eine neue Woche an. Wieder begann ein Montag und wieder war es der Montag nach der Alten Fasnacht. Zum ersten Mal betrat an diesem Montagmorgen Anton, der Schuhmacher, seine eigene Werkstatt, um zu arbeiten. Um Schuhe zu bauen. Die ersten Schuhe auf eigene Rechnung. Anton hatte seit Tagen schon den Raum immer wieder betreten, mit seinen Schritten durchmessen und dann wieder verlassen. Er musste ihn einräumen, Möbel hin- und herschieben, Platz für das Leder, die Leisten, das Werkzeug finden, Ordnung herstellen, Funktionalität gewinnen. Den Dreibock hatte er nur in die Hand genommen, um ihn an den richtigen Ort zu legen. Erst am Montag, am Monatsersten, fing die Arbeit an. Etwas Neues fängt immer am Ersten an. Der Schuhmacher hatte bereits gut zu tun. Die ersten Schuhe waren bestellt, die Masse genommen und notiert. Die ersten Stiefel standen auf dem Reparaturgestell. Den ersten Störtermin hatte er im Kopf. Am Mittwoch im Chilholz. Und nächste Woche in Unterfingen, im

Schaubhaus und im Rötelberg. Das hundertjährige Jubiläum geht auf diesen Montag, den Monatsersten, zurück. Auf Antons ersten Arbeitstag im Pfisterhaus. Auf ein Datum, das über jeden Zweifel erhaben ist. [...]

Am Dienstag, dem zweiten März oder Lenzmonat, wie der Kanzlist mit steiler Sütterlinschrift notierte, meldete der Schuhmacher sich und sein Gewerbe morgens um halb acht in Menznau an. Er hatte nicht weit zu gehen und verlor keine wertvolle Zeit. Er arbeitete jetzt auf eigene Rechnung und musste leben. Die Gemeindkanzlei befand sich im Nachbarhaus. Lenz, abgeleitet von lenzo oder lenze, bedeutet eigentlich nur lang und meinte ursprünglich die länger werdenden Tage, den Frühling im Allgemeinen und nicht einen einzigen Monat. Am 20. Februar hatte Anton sich in Kottwil abgemeldet. Für den Umzug, das Sortieren der neuen Werkzeuge, den Einkauf von braunem Ober-, Schmal- oder Fahlleider, von schwarz gewichstem Kalbleder, von Rossoberleder und Bodenleder blieb ihm genau eine Woche. Diese Angaben entnehme ich den Melderegistern. Sie stimmen überein mit der ersten Steuernote der Gemeinde Menznau. Zwanzig Jahre später, im März 1929, erhielten Anton und seine Familie, Rosa und der damals bereits schulpflichtige Sohn – grosser Gott, wie doch die Zeit vergeht! – das Menznauer Bürgerrecht. Rosa war bis zur Eheschliessung nach ihrem Vater,

dem Schneider Mehr, Gott hab' ihn selig, Menznauer Bürgerin gewesen. Mit der Heirat wurde ihr eigenes Bürgerrecht und der eigene Name, wie damals üblich, durch das Bürgerrecht und den Namen des Ehemannes ersetzt. Anton war als Guongeborener Bürger von Willisau-Land. Als Bub hatte er mit ansehen müssen, wie Mutter einmal unverrichteter Dinge von einem Behördengang aus Willisau ins Messerhüsli zurückkam. Seit er gross genug war zu begreifen, was damals vorgefallen war, schämte er sich dieses Bürgerrechts. Es war nicht die Schmach über den Abschied vom Guon, die sich in seine Seele eingegraben hatte. Nein, jenen Abschied hatte er auf dem Arm seiner Mutter selig verschlafen. Den Concurssteigerungsbrief hatte ihm zeitlebens niemand gezeigt und die älteren Geschwister schwiegen beharrlich. Von einem Regenereignis hatte Anton nie etwas gehört und nie etwas gesehen. Nein, es waren die Tränen seiner Mutter, die ihm keine Ruhe mehr liessen. Der vaterlose Bub hatte früh gelernt, um Willisau einen grossen Bogen zu machen. Als Schuhmacher wollte er nach Menznau zurückkehren. Er wollte in Menznau leben. Er wollte in Menznau arbeiten. Er wollte ein Menznauer sein. Nach zwanzig Jahren unbescholtener Ortsansässigkeit hatte er das Recht erworben, einen entsprechenden Antrag an den Gemeinderat zu richten. Und der entschied einstimmig bei der nächsten Sitzung: Der Schuhmacher An-

ton Fölmli bekommt das Menznauer Bürgerrecht geschenkt!

[...] In die Mitte des Dorfes war während Antons Schulzeit zuerst die Kirche gebaut worden und wenige Jahre später musste – die Schienen der HWB waren schon bis zum Gütsch verlegt – in Eile ein Bahnhofsgebäude errichtet und für die Dorfbewohner erschlossen werden. Seither kreuzt die Bahnhofstrasse die Hauptstrasse und teilt sie in eine Hälfte, die nach Nordwesten, nach Willisau führt, und eine Hälfte, die in gerader Linie weiter nach Südosten verläuft, nach Wolhusen. Das Pfisterhaus steht bis heute an der Wolhuserstrasse. Das Sankt Crispin hingegen wurde an der Willisauerstrasse gebaut, auch das Meierisli. Damals war es nicht üblich, die Häuser an einer bestimmten Strasse zu suchen. Jedes Haus besass einen eigenen Namen. Anton hatte einen erstklassigen Standort für sein neues Leben gefunden: gegenüber von Kirche und Bahnhof, über der Bäckerei, für die er als Bub Brot ausgetragen hatte. Auch die Bäckerei gibt es bis heute. Nur die Bäcker, ihre Hunde und die Namen kamen und gingen. Beim alten Bäcker Bucher hatte Leo gelernt, Antons Lieblingsbruder. Nachdem Leo ausgezogen war, gab Bucher den Betrieb auf. Ob aus Altersgründen oder weil auch er noch ein spätes Glück in Frankreich finden wollte, kann mir niemand sagen. Ein neuer Bäcker übernahm das Pfisterhaus und die Back-

stube. Die Menznauer bekamen wieder jeden Tag frisches Brot und mehr wollten sie gar nicht wissen.

Anton, der Schuhmacher, einigte sich mit Meier, dem neuen Bäcker. Er mietete zwei Räume im zweiten Stock. Im einen wollte er arbeiten, im anderen schlafen. Im einen würde er viel Zeit verbringen, im anderen wenig. Die Kunden kamen über die Aussentreppe im ersten Stock ins Haus hinein und stiegen die Innentreppe in den oberen Stock hoch. Mehr Platz brauche er vorerst nicht, versicherte Anton. Die anderen Zimmer unter dem Dach bewohnte eine Familie Müller. Wenn Anton auf der Stör war, wurde er von den Kunden verköstigt. Arbeitete er in der Werkstatt, ass er am Mittag unten mit der Bäckersfamilie. Die Bäckersfrau bekam dafür jeden Monat Essensgeld auf die Hand. Die Miete bezahlte der Schuhmacher dem Bäcker vierteljährlich im Voraus. Er kaufte sich ein Petroleumgerät und einen Blechtopf. Darin konnte er Wasser erwärmen. In einer Porzellanschale rührte er den Wiener Kleber an oder weichte Fleckleder ein. Das warme Wasser hatte er jederzeit zur Hand. Für das Anfeuchten der Durchaussohle vor dem Aufrichten. Oder für das Anfeuchten von Rahmen und Riss vor dem Nähen. Meier war ein gutmütiger Mensch, etwas rundlich. Er freute sich aufrichtig auf den jungen Handwerker im Haus [...] und erklärte sich am Sonntag vor dem Rosenmontag bereit, Anton

und seine ganze Habe mit dem Bockwagen in Kottwil abzuholen. Die frische Luft würde seinen Lungen gut tun, meinte er. Und viel umzuziehen gab es nicht. Die neuen Anschaffungen liess Anton direkt ins Pfisterhaus liefern. [...] Aus Bühlmanns Werkstatt nahm er mit, was ihm gehörte. Den Ulmer Winkel, den er sich während der Weiterbildung im Schaftzeichnen beim alten Bucher gekauft hatte, sowie den Umbughammer, drei kurz geschliffene Zuschneidmesser mit dickem Rücken, zwei Oberlederschärfmesser, eine Zinkblechplatte als Schneidunterlage und ein von allen Seiten mit Schmirgelleinen verschiedener Körnung beklebtes Vierkantholz zum Abziehen der Messerschneiden. Bühlmann hatte die Stirn gerunzelt, als sein Geselle mit der Platte ankam, und gebrummt, was das Neumödigs sei. Er habe seiner Lebtag auf Stirnholzbrettern Flügelkappen oder Hinterbesätze ausgeschnitten. Anton erklärte ihm, die Messerspitze könne auf dem Zinkblech auch bei nicht stetem Druck höchstens um den Bruchteil eines Millimeters in die Unterlage eindringen. Auf Ahorn hingegen finde sie in der Holzmaserung ungleichmässigen Widerstand und drohte in einer ungeübten Hand sich an manchen Stellen zu tief einzubohren. Er, Anton, bevorzuge als unerfahrener Zuschneider das Zinkblech. Bühlmann horchte auf. So gelinge es ihm, fuhr Anton fort, unsaubere Schnitte zu vermeiden. Auf der Platte könne jeder Anfän-

ger genau und offenkantig schneiden. Und die Messer, beruhigte er seinen Meister, würden auch nicht schneller abstumpfen als auf seinem Brett. Das alles fand Platz in einer kleinen Holzkiste. Das Fahrrad legten sie daneben auf die Ladefläche. Anton setzte sich zu Meier auf den Bock, der knallte mit der Peitsche und das Pferd fiel in leichten Trab. Nach der Fastensonntagspredigt räumte Anton seine Werkstatt fertig ein. Alles, was Lärm machte, hatte er am Samstagnachmittag erledigt: Zwei grosse Holzbretter an der Wand angebracht, in das eine in regelmässigen Abständen Nägel eingeschlagen, an das andere Streifen von grobem Sackleinen genagelt. An die Nägel hängte er am Sonntag die neuen Brennwerkzeuge, die Schnitteisen, Gelenkschnitteisen, Absatzplatten, Kantensetzer und so weiter. In die Stoffschlaufen steckte er die Näh- und Nagelörter. Die Leinenstreifen hatte er von den Mehrtöchtern in der Abendruh umsonst erhalten. Bei den beiden Schwestern, Rosa und Franziska, hatte er einen Stein im Brett. Sie nähten seit dem Tod ihres Vaters für alle Frauen im Dorf. Sie waren fleissig, beide ohne Mann, fromm und hatten kräftige Stimmen. Sie sangen seit frühester Jugend im Cäcilienchor. Sie hatten ein gutes Auge für das Besondere, ihre Blusen und Röcke sasssen wie angegossen und wurden immer pünktlich fertig. Anton hatte für Hans, den jüngsten Mehrsohn, der, wie er selbst, auch ohne Vater aufwachsen

musste, bei Bühlmann ein gutes Wort eingelegt. Und der nahm Hans als Lehrling in sein Haus. Rosa, die jüngere der Schneiderinnen, ging auf die Stör und die ältere, Franziska, nähte zu Hause. Sie sorgten für die verwitwete Mutter und zogen den unehelich geborenen Sohn ihrer ältesten Schwester auf. Nein, ans Heiraten dachte Anton damals nicht, bestimmt auch Rosa nicht, als sie ihm gestand, das seien nur Reste. Webkanten, die nicht mehr ausfransten, verstärkt und besonders rissfest seien, die sie aber trotzdem zu nichts mehr gebrauchen könnten. Er solle sie ruhig mitnehmen, nein, geben brauche er ihr dafür gewiss nichts. Es war die Faschachtswoche und die meisten Menschen im Luzerner Hinterland hatten andere Dinge im Kopf. Anton wollte nur sein Werkzeug einräumen und rückte, als es hell genug geworden war am Sonntagmorgen, endlich den Werkstisch vor das Fenster. Die Singer schob er ächzend daneben. Auf sie war er besonders stolz, obwohl der Eisentisch, er unterdrückte einen leisen Fluch, osenig schwer war. Er hatte in Luzern eine Schuhmachernähmaschine 29 K 33 mit Pedalantrieb und Klapptisch besorgt. Anton fuhr mit seinem sauberen Taschentuch über die glänzenden Räder, Arme und Beine. Den Holzanschiebetisch lehnte er an die Wand, der war ihm am Sonntag beim Räumen nur im Wege. Mit der Maschine würde er die Näh- und Stepparbeiten an den Schäften und am

Oberleder in viel kürzerer Zeit erledigen können. Die Sohlennähte stuppte und doppelte er weiterhin mit den Händen und am Oberschenkel. Dazu brauchte er einen Spannriemen und gutes Licht, am besten Tageslicht. Öllampen oder Kerzen verbreiteten nicht genug Helligkeit für präzises Riss-schneiden und Vorradeln im Gelenkteil. Die Stupprillen mussten genau mit den Einstichen korrespondieren. Die scharfe Schneidfläche an der Spitze des Querorts durfte nicht ganz durch die Rissbahn treten, sonst wurde das Loch im Leder zu gross und die Stiche rissen durch.

Zwei Jahre, nachdem Anton seine Schuhmacherwerkstatt eröffnet hatte, wurde in Menznau eine Acetylen-Anlage gebaut. Die Häuser konnten fortan mit den Gaslampen besser beleuchtet werden und die Handwerker mussten auch im Winter länger arbeiten. Im November 1915 wurde das Dorf elektrifiziert und es gab gar keinen Grund mehr, wegen Dunkelheit die Arbeit niederzulegen. Anton und Rosa hatten Anfang Mai geheiratet und bewohnten seither zusammen mit der Mutter Mehr das ganze zweite Geschoss im Pfisterhaus. Zu Weihnachten hatten sie bereits in allen Zimmern Glühbirnen.

Schwer zu sagen, wie sich das Paar gefunden hatte. Beide, Rosa und Anton, sind in dieser Sache so wortkarg, dass sogar ich kapituliere. Sie hatten sich immer schon gekannt, aber nie ans Heira-

ten gedacht. Seit Anton als Schuhmacher nach Menznau zurückgekehrt war, begegneten sie sich oft, ja fast täglich. Auf der Stör, bei den Bauern in der Küche, in der Lihren, in der Geissmatt, im Bänihüsli oder im Hackbrett. Wie oft waren sie zusammen durch den finsternen Gassmeshuswald nach Hause gelaufen! Anton schob sein Fahrrad neben Rosa her, packte ihre schwere Tasche auf oder liess sie, wenn sie wollte, aufsitzen. Manchmal verabredeten sie sich sogar absichtlich bei denselben Kunden. Wenn die ganze Familie Schuhe und Kleider brauchte, waren sie eine ganze Woche oder länger zusammen auf Arbeit. Im Mondschein zum Beispiel. Oder auf dem Schlathof. Was aber letztlich den Ausschlag gab, weiss niemand. Keiner kann mir erzählen und ich kann nirgends nachlesen, was dazu führte, dass Anton eines Tages bei Rosa nicht mehr nur einen Stein im Brett hatte. Sondern viele. Eine ganze Halde scharfkantigen Karstgerölls oder geologisch junge Konglomerate wie die Nagelfluhschichten am Napf. Niemand hat gesehen, wann Anton Rosa zum ersten Mal die Hand im Geissstielwald nicht nur reichte, damit sie nicht über die Wurzeln stolperte. Sondern, weil er die Wärme ihrer Hand in der seinen spüren wollte. Und sie die Wärme seiner Hand in der ihren spüren lassen wollte. Niemand kann erklären, warum sie plötzlich nicht nur denselben Weg nach der Arbeit hatten, sondern

auch dasselbe Ziel. Ihr Zuhause. Das Daheim. [...]

Das Pfisterhaus gehörte mittlerweile dem Entlebucher Uhrmacher Wicki. Der Pfund war nur ein Jahr in Menznau geblieben und der Dachstock stand leer, seit Meier weg war. Anton klopfte am nächsten Morgen im ersten Stock beim alten Wicki. [...] Er brauche oben ab dem Ersten mehr Platz. Wicki starrte ihn mit wässrigen Augen an, bist du von allen guten Geistern verlassen? Expandieren? In diesen Zeiten? Er wolle heiraten, sagte der Schuhmacher und liess sich nicht beirren. Gerade im Krieg seien die Leute auf gutes Schuhwerk angewiesen. Und die Schwiegermutter würden sie zu sich nehmen. Anton und Rosa gaben sich das Jawort während eines normalen Wochentagsgottesdienstes am Montag, dem 3. Mai, in der Klosterkirche der Benediktinerabtei Mariastein. Am Samstag hatten sie die Formalitäten auf der Gemeinde in Menznau erledigt. Danach trugen sie Rosas Hohlsaummaschine von der Abendruh ins Pfisterhaus und packten eine Tasche mit dem Nötigsten. [...] Am Sonntag fuhren sie nach Mariastein und beteten mit den Mönchen. Am Montagmorgen halfen die Frauen aus der Klosterküche Rosa beim Anziehen und Frisieren. Das weisse Kleid hatte sie selbst genäht und niemandem gezeigt, nicht einmal Franziska. Die Schuhe an den Füßen der Braut hatte der Bräutigam gebaut und ausgeputzt, das sehe ich. Die Vorderkappen glänzen heute

noch auf dem alten Foto. Der Saum am Hochzeitskleid war ungewöhnlich breit, wie nachträglich noch mehr umgeschlagen. Die Schneiderin wollte nichts von dem guten Stoff wegschneiden. Und sie wollte, so scheint es mir, dass die Schuhe unter dem langen Kleid für alle sichtbar waren. Nach der Hochzeit arbeiteten sie weiter wie zuvor. Rosa nähte in einem Zimmer, Anton klopfte und nagelte im anderen, pichte den Faden der Flachsteppmaschine. Sie wussten beide, dass die Haltbarkeit einer Naht von der gleichmässigen Spannung des Ober- und Unterfadens abhing. Gabelnadel, Vorstecher und Hakenadel stellten Kettenstiche her. Die sahen im Leder nicht viel anders aus als auf Baumwolle, Leinen oder Seide. Anton musste nur im Gegensatz zu Rosa vollkommen wasserdichte Verbindungen herstellen, ob von Hand oder mit der Maschine. Der Schuh wurde draussen bei Wind und Wetter am Fuss anders strapaziert als das gute Kleid über der Brust der Bäuerin am Sonntag in der Stube. Die Kettenstiche mussten sich ganz in das Leder der Brandsohle hineinziehen, damit die Naht nicht auf die Fusshaut drückte. Durch die gepichten Fäden wurden die Einstechlöcher ganz ausgefüllt. Antons Nähte hielten meist noch, wenn die Sohle bereits abgelau- fen war und die Schlingen sich geöffnet hatten.

[...] Bald darauf brach in der halben Welt eine schlimme Grippeepidemie



Der 1999 umgebaute Laden der Schuhmacherei Fölmli, die seit damals «gangart» heisst.

aus. Auch in Menznau und auf dem Menzberg erkrankten viele Leute. Rosa und Anton gingen nicht mehr auf die Stör, um sich nicht anzustecken. Die Kunden blieben aus. Man schränkte sich ein, so weit es ging. Der junge Wicki, der Bäcker, passte sich den neuen Bedürfnissen an. Er zog aus und betätigte sich fortan als Quacksalber. Der alte Wicki verkaufte schimpfend das Pfisterhaus. Dann war der Krieg zu Ende. Und der Schuhmacher beschloss, fertig genähte Schuhe zu kaufen. Sie mussten leben. Sie waren gesund, hatten aber alles Ersparte aufgebraucht. Der neue Hausbesitzer, Marfurt, war freundlich. Sie könnten, versprach er Anton, dort oben wohnen und arbeiten, so lange sie wollten. Er brauche den oberen Stock nicht, er arbeite nur un-

ten, in der Backstube. Kaum war die erste Schuhlieferung ausgepackt, kaum waren die ersten Paare verkauft, wurde Rosa endlich schwanger. Die betagte Mutter Mehr [...] übernahm sofort das Zepter im Haus. Rosa müsse sich jetzt unbedingt schonen. Das erste Kind! In ihrem Alter! Das sei kein Honiglecken. Sie duldeten keinen Widerspruch und schien selbst von Tag zu Tag jünger zu werden. Den halben Sommer verbrachte sie oben auf den Menzbergwiesen und sammelte Kräuter. Sie besprach sich mit der Hebamme, braute Tees und legte Gräser unter Rosas-Matratze. Sie schwirrte um ihre Tochter herum, umsorgte sie, tätschelte ihre Wangen wie noch nie zuvor im Leben.

An der Alten Fasnacht hingegen, am Sonntag Invocavit, am Sonntag vor dem



Haus St. Crispin, erbaut 1951 von Anton Fölmli-Renggli, heutiger Geschäftssitz der Schuhmacherei «gangart Fölmli».

Monatsersten, der in hundert Jahren Anlass zu Feierlichkeiten geben wird, war der junge Schuhmacher immer noch am Einräumen seiner Werkstatt. Anton wickelte zuletzt die blanken Messer, die Feilen und die Zangen aus dem Papier, in das er sie für den Transport eingeschlagen hatte. Draussen wurde es bereits dunkel, sehr zur Freude manches Verkleideten. Die ersten Feuer wurden auf den Hügeln entzündet. Anton war fast fertig. Er legte die Zurichtmesser der Grösse nach auf seinem neuen Werk Tisch aus. Neben das Beschneidmesser kam das Ablassmesser. Daneben die beiden Schärfmesser, das stark gebogene und das schwach gebogene. Dann waren die Zangen an der Reihe. Die Beisszange, die verschiedenen Zwickzangen und die Knipszange. Ne-

ben die Zangen legte er die Raspeln, die Schnittraspel, die Stossraspel, die Absatzraspel sowie die Feilen, die Stiftenfeile, die Örterfeile, die Dreikantfeile. Dann setzte er sich einen Moment zum Verschnaufen auf den Nähmaschinenhocker. Er war zufrieden. Er hatte alles rechtzeitig bestellt und alles war pünktlich angeliefert worden. Auch sein eigenes Bett und der erste Schrank seines Lebens. Er wollte bald schlafen gehen und morgen früh anfangen zu arbeiten.

Auszug aus: Judith Arlt: *Die Fölmli. Eine Schuhmacherfamilie*. Oberengstringen 2009, Verlag Claudia Wartmann Natürlich. ISBN 978-3-9523218-3-6.

Zu beziehen im Buchhandel oder über www.gangart-foelmli.ch und www.wartmann-natuerlich.ch

Frieda Fölmli, Inhaberin der «gangart Fölmli», bei der Geschäftsübernahme vom Vater im März 1989.

Adresse der Autorin:
Judith Arlt
Schleswigerstrasse 7
DE-25704 Meldorf
E-Mail: ja@juditharlt.de



Entwicklungen in Industrie und Gewerbe